

Er schleppte immer noch eine Kiste mit sich herum: Sie enthielt Kopien von einigen seiner Filme, in denen er mit allen Gegnern und Gefahren fertig wurde, mit Menschen, Tieren, Sensationen jeder Art — mit dem Alter war er nicht fertig geworden.

Noch im vergangenen Jahr hatte er auf neue Interessenten für die alten Zelluloidstreifen gehofft. Er wollte sie für ein heutiges Publikum „aufbereiten“, und er hätte gern auch neue Filme, wie einst „spannend, aber jugendfrei“, gedreht. Doch niemand wollte sie sehen.

Letzten Sommer fischten fünf Taucher aus dem Heinitzsee bei Berlin ein Automobil, das er 1923 vor der Kamera ins Wasser chauffiert hatte.

Sein versunkener Ruhm aus jener Zeit, als die Kinder ihn besangen („Harry Piel sitzt am Nil, putzt die Zähne mit Persil“), war nicht mehr zu heben. Großpapas Kino ist zu lange tot.

1911 hatte der Düsseldorf-Kaufmannssohn, als Seekadett wegen eines Herzfehlers von der Wilhelminischen Marine verabschiedet, in Paris das Fliegen gelernt und die Bekanntschaft eines französischen Filmregisseurs gemacht. 1914 gründete er in Berlin seine „Ariel-Film“-Gesellschaft; er war Produzent, Autor, Regisseur, Kameramann, Cutter, Darsteller und sein eigener Werbechef; als einer der ersten filmte er auf der Zugspitze; 1935 drehte er bereits seinen hundertsten Film, insgesamt brachte er 107 — die meisten stumm — zustande.

Harry Piel war eine Rarität im deutschen Film: ein untersetzter, schwarzhaariger, restlos unkomplizierter Held. Seine Filme hießen „Abenteuer im Nachtexpress“, „Sprung in den Abgrund“, „Menschen, Tiere, Sensationen“, „Panik“, „Der Verächter des Todes“ oder „Der Dschungel ruft“, und sie barsten von schierer, gleichsam unschuldiger Aktion: Ganoven und Gorillas, Pistolen und Dolche, Feuer und Wasser konnten dem „eisernen Harry“ nichts anhaben. Wenn Harry seine dichten Brauen zusammenzog, erzitterten Räuber und Raubtiere.

Harry, ein deutscher Douglas Fairbanks, ein Tarzan vom Rhein, sprang vom Flugzeug auf den fahrenden Zug, hing zwischen den Rädern des Nachtexpress, kämpfte im Gestänge fliegender Doppeldecker, warf sich durchgehenden Pferden entgegen, hangelte über Abgründe, zerschmetterte ganze Gangster-Banden, bändigte ausgebrochene Tiger und Löwen in großer Zahl.

Zur Heldentat gehörte die markige Eleganz, mit der sie absolviert wurde, gehörte Harrys Art, in über-

langen Spitzen steckende Zigaretten zu rauchen, gehörte seine Manier, das schwarze Abendcape mit dem weißen Seidenfutter zurückzuschlagen. Er bediente sein Publikum im Kino an der Ecke mit Hausmacher-Exotik, Abenteuer-Konfektion und soliden Illusionen, mit wakterer Wunschtraum-Befriedigung.

Zum Abenteuer gehörte immer auch die Romanze — Piel's Liebesgeschichten konnten freilich stets für Jugendliche zugelassen werden. Aufdringlichen Damen entwand Harry sich mit dem gleichen energischen Ruck, mit dem er sich aus der Umklammerung von Pythonschlangen zu befreien pflegte.

„Kunst“ lag ihm fern — er war nie langweilig.



Er trug Schuhe mit überhöhten Absätzen und versuchte seine Nase durch geschminkte Seitenschatten zu schmälern. Doch seine halbbrecherische Artistik war fast immer echt: er verschmähte Doubles, trug Knochenbrüche und Gehirnerschütterungen davon, wurde gebissen und zerkratzt. „Mein Korpus ist wie ein Hackbrett“, sagte er stolz.

Gegen einen Verleumder ließ er sich die Authentizität seiner Tollkühnheit — wesentlicher Faktor seines Renommées — sogar durch Gerichtsentscheid bestätigen: „Dem Antragsgegner wird bei Vermeidung einer Geldstrafe von 150 Reichsmark verboten, zu behaupten, der Antragsteller lasse seine Sensationen stets oder meist durch andere in seiner Maske vorführen.“

Nach 1945 konnten Sensationen im Piel-Stil, authentisch oder nicht, die Kinogänger kaum noch beeindruckten. Opas Kino, dessen redlicher Held Harry Piel war, wurde begraben; der Zirkus, dem er verschworen war, siechte dahin; die Sensationen wurden nun bald härter, die Helden wurden zwiespältiger, die Storys raffiniert, die Liebe wurde gepfeffelter gewünscht.

Der Filmveteran nahm noch einige Anläufe, drehte einen „Tiger Akbar“, einen Kurzfilm „Wenn Tiere betteln“, dann löste er seine nach Kriegsende in Wiesbaden neu gegründete „Ariel“-Gesellschaft wieder auf. Er zog zu seinem Sohn nach Südafrika und flüchtete vor der Hitze nach Deutschland zurück. Im letzten Frühjahr suchte er, seit 1960 Witwer, durch Inserat in einer Berliner Tageszeitung eine „Lebenskameradin mittleren Alters, seriös und gutsituiert“.

Vergangenen Mittwoch starb der 70jährige in München. Am Dienstag nächster Woche ist Harry Piel in einer vor seinem Tode aufgezeichneten TV-Sendung aus Mainz zu sehen: „Wiedersehen im Fernsehen“.

Anrainer ebenso wie die Preminger-Einfälle, die Innitzer-Rolle mit Curd Jürgens und den Annemarie-Part mit Romy Schneider zu besetzen. Der Darstellerin Schneider wurde in den Zeitungen verübelt, daß sie Wiener Bürger als „Deppen“ bezeichnet habe, dem Darsteller Jürgens, daß er „drei Scheidungen“, „Alkoholexzesse“ und eine „Watschenaffäre“ absolviert habe.

Es sei, so argumentierte Österreichs Unterrichtsminister Dr. Heinrich Drimmel im Freundeskreis, „absolut unzumutbar“, einen dreimal geschiedenen Schauspieler „im Ornat auf die Kanzel des Stephansdoms steigen zu lassen“.

Das konservative „Volksblatt“ sprach von „Schmähung des Andenkens eines kirchlichen Würdenträgers“. Und das „Wiener Kirchenblatt“ sekundierte, der geplante Film vermöge offenbar „weder den tiefen Sinn des Romanes, noch auch die Absichten einer echt priesterlichen, ganz von christlicher Liebe erfüllten Bischofsgestalt, wie es Kardinal Innitzer war, auszudrücken“.

Dr. Johannes Nedbal, der persönliche Sekretär des Innitzer-Nachfolgers Kardinal König, summierte in einem steifen Schreiben alle Sünden, deren sich das Drehbuch schuldig gemacht zu haben schien. Abgesehen davon, daß die historische Figur Innitzers stilwidrig in eine fiktive Geschichte eingebaut sei, wurde beispielsweise beanstandet, daß vom Turm des Stephansdoms eine Hakenkreuzfahne wehe und der falsche Eindruck entstehen könne, Innitzer habe sie hissen lassen (nach dem „Handbuch der deutschen Geschichte“ von Bruno Gebhardt hat Innitzer die Hakenkreuzfahne auf allen österreichischen Kirchtürmen aufziehen lassen). Oder: daß der asketische Kardinal, der „stets nur Einbrennsuppe aß“, sich an einem Apfelstrudel delectiere.

Preminger: „Die Änderungswünsche waren klein und wienerisch. Ich habe sie erfüllt, um meinen guten Willen zu bekunden...“ Die Erlaubnis, im Stephansdom zu filmen, sah er ohnehin nie gefährdet. Denn: „Andernfalls müßte im Film ja jene Predigt entfallen, die Innitzer rehabilitiert. Das würde seinem Andenken erst recht schaden.“

Das Curd-Jürgens-Problem löste sich sogar von selbst. Der Darsteller agierte in der Pariser Bühnen-Inszenierung des Sigmund-Freud-Stücks „Der rote Faden“ mit so erstaunlichem Erfolg („Le Figaro“: „Welch ein Künstler!“), daß er seinem Regisseur absagen mußte. Preminger ersetzte ihn durch den Klosterzögling und Ifflandring-Träger Josef Meinrad. Das „Volksblatt“ applaudierte: „Mit einem Gefühl der Erleichterung werden breite Kreise der katholischen Bevölkerung die Nachricht zur Kenntnis nehmen.“

Nur ein Hindernis erwies sich im Verlaufe des Unternehmens Otto als unüberwindlich: Österreichs Unterrichtsminister Drimmel ging nicht von seiner Entscheidung ab, die Wiener Nationalbibliothek — auf deren Treppen Innitzers Gang zu Hitler gedreht werden sollte — für Preminger zu sperren.

Erläuterte Drimmels Sprecher Dr. Friedl Langer: „Da sind wir alle froh, daß endlich Gras über die Scheußlichkeiten des Jahres 1938 gewachsen ist. Und dann kommt so ein Kamel und frißt es wieder ab.“